

TH. RIBOT. **La Psychologie des sentiments.** Paris, Félix Alcan. 1896. XI. 443 S.

Die Psychologie des Gefühls, die seit den Arbeiten von LANGE und JAMES mehr als früher in den Vordergrund des Interesses getreten ist, hat hier eine Darstellung gefunden, in der sich die bekannten Vorzüge des Verfassers, umfassendes Wissen, gute Disposition, klare Sprache, vereinigen. — Was den allgemeinen Charakter des Werkes betrifft, so vertritt RIBOT im Gegensatz zu dem „intellektualistischen“ Standpunkt, der die Gefühle aus dem Vorstellungsleben abzuleiten sucht, eine „physiologische“ Auffassung, wonach alle affektiven Zustände als der unmittelbare, ursprüngliche Ausdruck des vegetativen Lebens zu betrachten und aus biologischen Bedingungen zu erklären sind. Zur Erhöhung des Interesses und zur Unterstützung dieser Auffassungsweise werden durchweg die verschiedenen Entwicklungsstadien jeder Gemütsbewegung in aufsteigender Reihe verfolgt und zugleich die pathologischen Erscheinungen in die Betrachtung mit einbezogen.

Die gewöhnliche Ansicht, daß das Gefühlsleben einfach in der Fähigkeit, Lust oder Unlust zu erleben, bestehe, ist unzutreffend. Jede Gemütsbewegung hat eine objektive Seite — ihre motorischen, auf Trieben, Strebungen, Instinkten beruhenden Manifestationen — und eine subjektive Seite — die angenehmen, unangenehmen und gemischten Zustände. Die motorische Seite ist das Wesentliche; Lust — Unlust sind nur Zeichen („des signes, des indices“) der Befriedigung oder Nichtbefriedigung jener Bedürfnisse, „und gerade wie die Symptome uns wohl die Existenz einer Krankheit, nicht aber ihre Essenz offenbaren, die vielmehr in den verborgenen Verletzungen der Gewebe, Organe, Funktionen gesucht werden muß, ebenso sind auch Lust und Unlust nichts weiter als Wirkungen, die uns erst den Weg weisen sollen zur Aufspürung und Bestimmung der im Gebiet der Instinkte versteckten Ursachen“ (2). — Hierzu ist gleich zweierlei zu bemerken: erstens daß — dem eben angeführten entsprechend — in dem ganzen Buch die angeborenen „tendances“ in sehr fruchtbringender, aber vielleicht manchmal etwas einseitiger Weise betont werden; zweitens daß die Gefühlsseite der Gemütsbewegungen eben doch einzig und allein in jenen „Symptomen“ besteht. Wenn RIBOT die Definition giebt, die „sensibilité“ sei „la faculté de tendre ou de désirer et par suite d'éprouver du plaisir et de la douleur“, so ist das, was an dem affektiven Leben „sensibilité“ ist, schließlic doch nur in dem „par suite“ enthalten, so richtig auch der Hinweis auf den engen Konnex mit der Willensseite ist.

Aus der Beziehung der Gefühle auf das Triebleben (die in Deutschland besonders nachdrücklich durch ULRICI — 1866 — vertreten worden ist) ergibt sich die Einteilung des Werkes. Während der erste Teil (die „Psychologie générale“) im allgemeinen von der Lust, der Unlust und den neutralen Zuständen, ferner von dem Begriff der Gemütsbewegung, von der Klassifikation der Emotionen, sowie ihrem Verhältnis zum Gedächtnis und der Assoziation spricht, tritt in dem zweiten, speziellen Teile die Bedeutung der Instinkte beherrschend hervor. Es äußern sich

bei den Gemütsbewegungen solche Instinkte, die der Erhaltung und Entwicklung des bewußten Individuums dienen: 1. der defensive Selbsterhaltungstrieb (Emotion der Furcht), 2. der offensive Selbsterhaltungstrieb (Zorn), 3. die sympathischen Regungen, 4. der Spieltrieb, das Bedürfnis, überschüssige Kraft auszugeben, 5. Wißbegierde, Neugier, 6. egoistische Triebe, Selbstgefühl, 7. der sexuelle Instinkt. Hierauf beruhen alle Emotionen. R. behandelt zuerst die fünf primitiven Emotionen: Furcht, Zorn, *émotion tendre*, Selbstgefühl, sexuelle Emotion. Daran schließt sich die Erörterung der zusammengesetzten Gemütsbewegungen: soziale und moralische, religiöse, ästhetische, intellektuelle Gefühle. Den Schluß bildet die Darstellung der normalen und morbiden Charaktere und der Auflösung des affektiven Lebens.

Das erste Kapitel des ersten Teiles beschäftigt sich mit dem körperlichen Schmerz: mit seinen noch nicht sicher erkannten physischen Bedingungen, mit seinen motorischen Erscheinungen im Bereich der Herzthätigkeit, Atmung, Verdauung u. s. w., die nach R., wie wir wissen, das Wesentliche des Phänomens bilden, während der Schmerz selbst nur das Zeichen ist, „das dem lebenden Individuum seine eigene Desorganisation verrät“ (32); ferner mit der Analgesie und Hyperalgesie, die ebenso wie die Verspätung des Schmerzes gegenüber der Empfindung seine relative Unabhängigkeit vom Intellektuellen beweisen sollen, und mit der Frage, ob der Schmerz eine besondere Empfindungsart oder eine Qualität der Empfindung sei, wobei Ribot die erste Ansicht verwirft und bei der zweiten verlangt, daß man den Schmerz nicht einseitig von der Intensität des Reizes abhängig mache. Zum Schluß wird die Vermutung ausgesprochen, daß es sich beim Schmerz um chemische Wirkungen, speziell um Auto-Intoxikation handle (S. 41, vergl. S. 124).

Der „Kummer“, „*la douleur morale*“ (Kap. II) geht nicht von Empfindungen, sondern von Vorstellungen aus und zeigt den Beginn einer psychischen Desorganisation an, ist aber im wesentlichen identisch mit dem physischen Schmerz; denn er weist dieselben körperlichen Erscheinungen auf, zeigt sich denselben Beruhigungsmitteln zugänglich und ist in manchen Fällen, z. B. bei Hypochondrischen, vom körperlichen Schmerz kaum zu unterscheiden. Seine Entwicklung geht von der Unlust über die einfache Reproduktion aus (das Kind, das die bittere Medizin wieder sieht) zu dem Kummer, der erst durch einen logischen Prozeß erzeugt wird (wie die Beispiele zeigen, handelt es sich hier darum, daß die Phantasie durch irgend eine Nachricht oder dergl. angeregt wird, sich in Unlust erzeugenden Vorstellungen zu bewegen) und gipfelt in dem an reine Begriffe oder Idealvorstellungen geknüpften Kummer (z. B. der vom Zweifel gequälte Metaphysiker).

Ob die Lust (Kap. III), wie man gewöhnlich annimmt, das Gegenbild der Unlust sei, ist gar nicht so sicher. Der sogenannte Übergang von Lust zu Unlust braucht keine Transformation zu sein; vielleicht handelt es sich nur um eine Succession, wobei schon Momente der Unlust während der Herrschaft der Lust (und umgekehrt) vorhanden sind. R. neigt sich der Ansicht zu, daß wir es hier mit zwei Momenten desselben Prozesses zu thun haben (wie Ton — Geräusch), wobei die Lust

oder Unlust der Regel nach nicht reine Vermehrung oder Verminderung der Vitalität angiebt, sondern nur die Differenz zwischen beiden Vorgängen. — Die Lust hat weniger verschiedene Nüancen als die Unlust (R. führt bei dieser Gelegenheit — S. 50, Anm. — 19 verschiedene italienische Ausdrücke aus dem Gebiete des Lustgefühls an, die MANTEGAZZA zusammengestellt hat, und fügt hinzu, die deutsche Sprache sei vielleicht in dieser Hinsicht ärmer als die italienische; ich habe mich aber überzeugt, daß man im Deutschen ohne Mühe ebenso viele Ausdrücke für verschiedene Schattierungen des Lustgefühles finden kann). Die physiologischen und anatomischen Bedingungen der Lust sind noch eine terra incognita. Nichts spricht dafür, daß sie eine besondere Art der Empfindung sei. Die organischen Begleiterscheinungen sind denen des Schmerzes entgegengesetzt und lassen sich in dem Wort „dynamogénie“ zusammenfassen. Die Lust ist ihr „Symptom“. Wie es eine Analgesie giebt, so zeigt sich auch die Lust vom Intellektuellen unabhängig (die „Anhédonie“ der Leberleidenden). Sie hängt nicht, wie man anzunehmen pflegt, einfach von der mittleren Quantität des Reizes ab: die sexuellen Freuden wird doch niemand als Begleiterscheinungen einer „activité moyenne“ bezeichnen wollen! Sinnliche und geistige Freude ist im Grunde ebenso identisch wie sinnlicher und geistiger Schmerz; auch die Stufenfolge von der einfachsten Sinnenlust bis zum höchsten geistigen Genuß ist ähnlich wie bei jenem. Das Ineinanderfließen höherer und niedrigerer Formen zeigt sich beim ästhetischen Genuß.

Die Pathologie der Lust und Unlust (Kap. IV; dieses Kapitel ist unter dem Titel „Pathological Pleasures and Pains“ in der amerikanischen Zeitschrift „*The Monist*“, Vol. VI. 2. S. 176—187 in englischer Übersetzung erschien s. u.) zeigt, wie alle pathologischen Phänomene, 1. anomale (zu lebhaft oder zu schwache) physiologische Begleiterscheinungen, 2. Disproportion der Wirkung zur Ursache, 3. Chronischwerden. Es werden drei Klassen von morbider Lust geschildert, die von halbkrankhaften Fällen (z. B. allzu leidenschaftlicher Zärtlichkeit) bis zu den zerstörenden Freuden von sozialem Charakter (z. B. Mordlust) aufsteigen. Hierbei behandelt R. auch die schwierige Frage der „Wonne des Wehs“ (luxury of pity, plaisir de la douleur), ohne jedoch die eigentlichen Schlüssel des Problems, die Bewußtseinspaltung und den Begriff des Spiels heranzuziehen. — Das Hauptbeispiel morbider Unlust ist die Melancholie.

Giebt es Indifferenzzustände? (Kap. V). Die Angaben der Selbstbeobachtung sind hier besonders trügerisch. R. betont, daß die Temperamentsunterschiede bei dieser Frage sehr in Betracht kommen. Das bekannte Schema WUNDTs bezeichnet es als „un leurre“ (S. 77). Denen, die die Möglichkeit von Indifferenzzuständen läugnen, weil sonst die Kontinuität des Gefühlslebens unterbrochen wäre, erwidert er, daß die Kontinuität in den bewußten oder unbewußten „tendances“ gegeben sei (sind diese aber Gefühl, wo Lust und Unlust fehlt?).

Das VI. Kapitel enthält eine Besprechung der Versuche, die Existenzbedingungen und den Zweck der Lust und der Unlust zu erklären. In ersterer Hinsicht wird besonders MEYNERT behandelt, in letzterer der evolutionistische Standpunkt, wonach die Lust durch

die Selektion an das Nützliche geknüpft ist, die Unlust an das Schädliche. R. betont, daß es Ausnahmen giebt und daß man diese Ansicht nur als Hypothese ansehen darf.

Von der Natur der Emotion (Kap. VII) haben wir schon einiges gehört. Alle Emotionen sind komplexe Vorgänge, die das ganze Individuum durchfluten. Als die Wurzel einer jeden erscheint eine Attraktion oder eine Repulsion, ein Begehren oder Verabscheuen, „kurz eine Bewegung oder eine Bewegungshemmung.“ Die Betonung der organischen Zustände durch JAMES und LANGE ist im ganzen berechtigt, nur ist der „Dualismus“ dieser Psychologen zu verwerfen, der das physiologische Geschehen als Ursache des psychologischen auffaßt. Sieht man von dieser Kausalbeziehung ab, so ist die Wichtigkeit der physiologischen Vorgänge selbst bei den „höheren“ Emotionen unverkennbar; auch der ästhetische Genuß ist keine „contemplation pure“. (Dies wird für die verschiedenen höheren Emotionen in sehr interessanter Weise ausgeführt.) — Die Gemütsbewegung tritt immer dann zu dem „état intellectuel“ hinzu, wenn es sich um Existenzbedingungen handelt, seien es nun natürliche oder soziale. Im ersteren Fall haben wir es mit ererbten Beziehungen zu thun, im letzteren treten erworbene Assoziationen hinzu.

Über die inneren Bedingungen der Emotion (Kap. VIII) weiß man noch wenig Sicheres. Eine bestimmte Lokalisation im Gehirn ist nicht wahrscheinlich. Die alte Überzeugung, daß das Herz der Sitz der Gemütsbewegungen sei, hat einen wahren Kern; denn das Herz ist das Zentrum der „vie organique“, mit der die Emotionen eng zusammenhängen. Es handelt sich dabei um Gemeinempfindungen, deren physiologische Grundlagen vielleicht in chemischen Vorgängen bestehen, wofür verschiedene Erscheinungen sprechen.

Die äußeren Bedingungen der Emotion (Kap. IX) zeigen sich in den mannigfachsten Muskelbewegungen. R. bespricht die Theorien von DARWIN und WUNDT, wobei er WUNDTs Prinzip der Assoziation analoger Empfindungen mit dem Bedeutungswandel der Wörter vergleicht.

Im X. Kapitel werden die verschiedenen Klassifikationsversuche erörtert: die Zurückführung aller Emotionen auf Lust und Unlust (DUMONT, BEAUNIS), wobei man aber nicht aus den Allgemeinheiten herauskommt; die einfache empirische Aufzählung (BAIN), die aber zusammenhanglos und schwankend bleibt; die genetische Behandlung (MERCIER), bei der auch vielerlei Schwierigkeiten hervortreten; die intellektualistische (HERBART und seine Schule, bis zu einem gewissen Grade auch WUNDT, LEHMANN und SHADWORTH HODGSON), die von dem Standpunkt des Verfassers aus von vornherein ungenügend erscheinen muß. — RIBOT selbst verzichtet auf eine eigentliche Klassifikation; er beginnt mit den einfachsten und ursprünglichsten Emotionen und sucht von dieser Grundlage aus die komplizierteren zu entwickeln.

Das XI. Kapitel, das von dem affektiven Gedächtnis handelt, ist schon 1894 als selbständiger Aufsatz erschienen. Es gehört zu den interessantesten des Buches. R. hat zur Lösung dieses Problems eine Enquête veranstaltet, die sich zugleich auch auf das Gedächtnis für Ge-

schmacks-, Geruchs- und Gemeinempfindungen erstreckte. Das Resultat faßt er selbst in den Worten zusammen: 1. Die meisten Menschen reproduzieren ihre Affekte überhaupt nicht. 2. Bei anderen giebt es ein halb intellektuelles, halb affektives Gedächtnis, d. h. die emotionellen Elemente werden nur mühsam mit Hülfe der intellektuellen Zustände erneuert, die mit ihnen assoziiert sind. 3. Die wenigsten haben eine wahrhafte *mémoire affective*, wobei das intellektuelle Element nur ein rasch verschwindendes Mittel der Wiederbelebung ist. — Auf den Einwand, daß vermutlich die neue Emotion wirklich eine neue und daher keine reproduzierte sei, antwortet R., daß jede Erinnerung, also auch die einer Emotion, in einer „*réversion*“ bestehe, durch die das Vergangene wieder gegenwärtig wird, daß folglich die Reproduktion einer Emotion nichts sein könne als wieder eine Emotion, nur mit der „Marke“ der Wiederholung versehen. Diese Antwort scheint mir den Einwand nicht entkräften zu können. Es bleibt doch der große Unterschied, daß bei dem intellektuellen Gedächtnis das Erinnerungsbild aus zentralen Empfindungen besteht, also thatsächlich etwas ganz anderes ist als das ursprüngliche Erlebnis, was bei der erneuerten Emotion nicht zutrifft.

Im XII. Kapitel, dem letzten des ersten Teils, wird das Verhältnis des Gefühlslebens zur Ideenassoziation erörtert. R. betont (ähnlich wie ZIEGLER) daß ein verborgener, aber sehr wichtiger Faktor der Vorstellungsfolge im Gefühl zu suchen sei und führt das sowohl in Beziehung auf unbewusste Gefühle (wobei offen gelassen wird, ob das „Unbewusste“ rein physiologisch oder als ein sehr dunkles Bewußtsein zu verstehen sei) als auch in Beziehung auf die bewußten Gefühle (z. B. die *audition colorée*) aus.

Der zweite Teil des Werkes enthält die spezielle Psychologie. Die Einleitung beschäftigt sich mit der oben schon mitgeteilten Einteilung der Emotionen und geht außerdem auf die allmähliche Entwicklung des Gefühlslebens ein, die Hand in Hand mit der übrigen Entwicklung der Menschheit fortschreitet. Ob bei ihr die Vererbung erworbener Eigenschaften eine Rolle spielt, läßt R. unentschieden, obwohl er im ganzen zur Bejahung der Frage neigt. Von großem Einfluß ist jedenfalls die intellektuelle Entwicklung; doch ist die Evolution des Gefühlslebens manchmal langsamer als diese (Barbarenbildung), manchmal auch schneller.

Der Selbsterhaltungstrieb, der zuerst in seiner physiologischen Form betrachtet wird (Kap. I), ist eigentlich ein Bündel von Trieben. Der physiologische Selbsterhaltungstrieb schützt die Nutrition positiv durch Hunger und Durst, negativ durch den Ekel. Nachdem R. auch die pathologischen Äußerungen des Nahrungsbedürfnisses betrachtet hat, wendet er sich (Kap. II) der negativen Form des Selbsterhaltungstriebes, nämlich der Furcht zu, die er als diejenige Emotion betrachtet, die beim Kind zuerst auftritt (bei den Tieren wird das nicht allgemein gelten). Die körperlichen Begleiterscheinungen, die den „*ton vital*“ in seiner größten Erniedrigung zeigen, werden hauptsächlich im Anschluß an LANGE geschildert. Man muß zwischen vererbter (nach R. wahr-

scheinlich in manchen Fällen auf einer Vererbung erworbener Eigenschaften beruhender) und Erfahrungsfurcht unterscheiden. In dem pathologischen Teil des Kapitels, der sehr lesenswert ist, werden die zum Teil komischen Bezeichnungen der verschiedenen „Phobien“ (z. B. Siderodromophobie = Eisenbahnscheu) hübsch verspottet.

Im Zorn zeigt sich die offensive Seite des Selbsterhaltungstriebes (Kap. III). Unter seinen physiologischen Begleiterscheinungen sind besonders die toxischen Phänomene merkwürdig. Der Verlauf der Emotion zeigt ihren gemischten Charakter: zuerst ein asthenischer Zustand, dann erst die sthenische Reaktion, die sich der Lust annähert. Die Entwicklung geht vom wirklichen Angriff durch die bloße Androhung bis zum verschobenen Angriff (Haß, Neid). Der Übergang ins Pathologische vollzieht sich sehr leicht. Dem animalen Zorn entsprechen die Wutzustände des epileptischen Irreseins, dem mehr bewußten die Manie. Das Gegenstück der „Phobien“ sind die zerstörenden Zwangshandlungen, wobei R. zeigt, daß eine große Reihe von Übergangsstufen von dem Mordtrieb bis zu der harmlosen Freude am Lesen oder Hören von blutigen Ereignissen führt.

Weniger scharf umschrieben als Zorn und Furcht ist der Gegenstand des IV. Kapitels: die Sympathie und die zärtlichen Emotionen. Die Sympathie beginnt mit der körperlichen Nachahmung (die kein eigentlicher Instinkt ist), erhebt sich zu dem Auftreten ähnlicher affektiver Zustände, wobei entweder einfache Übereinstimmung herrscht, oder aber auch zärtliche Gefühle hinzutreten (die also kein wesentlicher Bestandteil der Sympathie sind), und erreicht ihre feinste Form in der intellektuellen Sympathie, die sich auf eine Einheit des Vorstellens gründet. Mit der „*émotion tendre*“ verlassen wir die rein egoistischen Triebe, doch ist sie in ihrer ursprünglichsten Erscheinung (das Verhältnis des Kindes zur Mutter) nicht rein altruistisch, sondern ego-altruistisch. Ihr physiologischer Ausdruck ist die Attraktion, das Streben nach Berührung (BAIN). Der Altruismus ist ein angeborener Instinkt.

Das V. Kapitel behandelt das Ich und seine affektiven Manifestationen, also das „Selbstgefühl“, die Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit sich selbst, die letzte Emotionsart vor der sexuellen. Auf der einen Seite der Stolz und die ihm verwandten Gemütsbewegungen (körperliche Äußerung durch Vergrößerung, Erhebung, Vorschieben der Unterlippe), auf der anderen Bescheidenheit, Kleinmut u. s. w. — Jenem entspricht die „*folie du pouvoir*“ (bes. Cäsarenwahnsinn) und der Größenwahn, der negativen Seite dagegen der Impuls zum Selbstmord.

Der sexuelle Instinkt (Kap. VI) wird als der späteste bezeichnet (man könnte noch den Pflegeinstinkt — vergl. Kap. VIII — und die ihm entsprechenden Emotionen anführen, die bei aller menschlichen Liebe eine Rolle spielen). Bei den eigentümlichen Konjugationserscheinungen sehr niederer Tiere ist wahrscheinlich noch alles bloß ein physikalisch-chemischer Prozeß. Darüber erhebt sich der Instinkt, dessen Natur in besonders deutlicher Weise für JAMES und LANGE spricht. Die eigentliche Liebe, eine sehr zusammengesetzte Gemütsbewegung

(SPENCER) beginnt aber erst mit der Wahl. Ihre höchste Entwicklungsform ist die Liebe zu einem Ideal. — Es ist falsch die Liebe als ganzes pathologisch zu nennen. Die einzelnen morbiden Phänomene durch das Schlagwort „Degeneration“ zu erklären, genügt nicht. Als besondere Ursachen kann man erstens organische Fehler, zweitens das Milieu, drittens unbewußt wirkende Assoziationen aus der Pubertätszeit und viertens bewußte Phantasiebilder anführen.

Wir machen nun (Kap. VII) den Übergang von den relativ einfacheren Emotionen zu den komplexeren; diese entstehen aus den einfacheren durch Evolution (homogene und heterogene), durch Entwicklungshemmung (die Intellektualisierung bedeutet immer eine Hemmung, ja auch eine Abschwächung der ursprünglichen Triebe) und durch Komposition (bloße Mischung verwandter oder divergierender Triebe und wirkliche Kombination, wobei die Elemente nicht mehr ohne weiteres zu erkennen sind).

Zuerst werden die sozialen und moralischen Gefühle erörtert (Kap. VIII). R. beginnt mit einem Überblick über die Entwicklungsformen beim Tiere. Zuunterst kommt ein auf Ernährung gegründetes Zusammenleben, bei dem man noch nicht sicher von einem sozialen Instinkt reden kann, dann die auf Reproduktion gegründete Gesellschaft (hierbei werden die Pflgetriebe besprochen, die vielleicht das Wohlfühlen in die Welt gebracht haben, aber doch noch nicht selbst von sozialer Natur sind), dann das (nicht aus der Familie zu erklärende) Herdenleben, mit dem die wirkliche Vergesellschaftung beginnt, und endlich die Gesellschaften mit stabiler und vollständiger Organisation (Bienen, Ameisen; R. stellt solche Tierstaaten im Gegensatz zu ESPINAS, der sie zu der Reproduktionssozietät rechnet, mehr neben die Herdenform, ob mit Recht, ist mir zweifelhaft). — Auch beim Menschen ist die Gesellschaft nicht aus der Familie entsprungen, sondern wurzelt in dem von dieser unabhängigen Clan, von dem aus sie sich vielleicht durch Exogamie und wahrscheinlich durch Kriege weiter entwickelt hat (bei der näheren Ausführung der Einzelformen, besonders bei der Entwicklung der Familie ist R. zwar vorsichtig, aber doch vielleicht noch nicht skeptisch genug). Tritt bei dem sozialen Zusammenleben das Gefühl der Verpflichtung hervor, so beginnt die Moral. Die Moral hat eine mehr instinktive und eine mehr reflektierte Stufe. Das eigentliche moralische Fühlen ist von motorischem Charakter und instinktiv wie Hunger und Durst. Es zeigt sich positiv in dem Bedürfnis anderen wohlzuthun (das aus dem allgemeinen Thätigkeitstrieb abgeleitet wird), negativ in der Gerechtigkeit (die der Verfasser von dem ursprünglichen Rachebedürfnis bis zu ihrer höchsten Ausgestaltung verfolgt). — Aus dem Gebiete des Pathologischen wird die „moral insanity“ besprochen.

Das IX. Kapitel wendet sich dem religiösen Gefühl zu. Die religiöse Entwicklung hat drei Stufen. 1. Vorherrschen der sinnlichen Perzeption und konkreten Imagination. Über den Ursprung (Kritik MAX MÜLLERS und SPENCERS) weiß man nichts sicheres. Zuunterst scheint der sinnliche Fetischismus zu stehen, dem sich der mehr imaginative Animismus und Spiritismus anschließt. Hier herrscht die Furcht vor,

die Sympathie ist noch schwach entwickelt. Die Auffassung ist utilitaristisch und der Gesamtcharakter stark sozial gefärbt. 2. Mittlere Abstraktion und Verallgemeinerung: Weltordnung, höhere Göttergestalten. Hier treten die sympathischen Gefühle in den Vordergrund, und die Religion verwächst mit der ihr ursprünglich fremden Moral. 3. Höchste Intellektualisierung. Verfeinerter Monotheismus. Durch die Intellektualisierung schwächen sich die Gefühle ab. Sie suchen ihr Recht im Mysticismus zu wahren. — Das religiöse Gefühl ist eine vollkommene Emotion, die auch ihren körperlichen Ausdruck findet (Ausbildung im Ritus). — Ob es wirklich religionslose Völker giebt ist zweifelhaft; völlig religionslose Individuen von sonst normalem Charakter scheinen vorzukommen. Der religiöse Wahnsinn zeigt sich in der Form der Depression (Vorherrschen der Furcht) und der Exaltation (Vorherrschen der Attraktion und Liebe).

Das ästhetische Gefühl (Kap. X), das — besonders durch seine soziale Bedeutung — doch nicht so völlig eine Luxuserscheinung ist, wie man gewöhnlich annimmt, wird in der Regel auf den Verbrauch überschüssiger Kraft zurückgeführt. Hinter dem Kraftüberschuß ist aber noch etwas Instinktives verborgen, der ererbte Trieb, zu handeln, etwas zu schaffen (*besoin de créer*), der den Überschuß verwendet. Dieser Trieb liegt allen Spielen zu Grunde; die Kunst aber ist das Spiel der schöpferischen Imagination „*sous sa forme désintéressée*“ (323). Der Genuß des Beschauers besteht darin, dieses Spiel nachzuspielen, das Echo des Künstlers zu sein (vergl. meine „innere Nachschöpfung“). Eine Brücke zwischen bloßem Bewegungsspiel und Kunst ist der Tanz, der die Keime der Musik und Poesie umschließt, ja auch indirekt die Quelle der anderen Künste außer der Architektur ist. Die Entwicklung geht 1. vom Sozialen zum Individuellen, 2. vom Menschen zur ganzen Natur (GRANT ALLEN). — Aus der Pathologie ist die Unzugänglichkeit für ästhetische Genüsse anzuführen (die wenigsten partiell, z. B. für Musik vorkommt), ferner krankhafte Erregbarkeit (beständiges Fieber, übermäßiges Selbstgefühl) und Überwuchern der Phantasie. — Außerdem enthält das Kapitel lesenswerte Ausführungen über das Erhabene und Komische.

Das intellektuelle Gefühl (Kap. XI), dem der Instinkt der Neugier zu Grunde liegt, entwickelt sich aus einer praktischen, aufs Nützliche gerichteten Phase (dabei ist zu unterscheiden die Überraschung, das Erstaunen und das „Was ist's? Wozu dient es?“) zu der uninteressiert-wissenschaftlichen Stufe (hierbei tadelt R. die zu weit gehenden Einteilungen der Herbartianer und unterscheidet nur zwischen den Gefühlen beim Suchen und beim Besitzen der Erkenntnis) und schließlich zu dem seltenen, zur Leidenschaft gewordenen Wissensdurst. — Pathologisch ist der extreme Zweifel und der wissenschaftliche Mystizismus.

Das schon 1893 als Aufsatz veröffentlichte XII. Kapitel giebt eine Klassifikation der normalen Charaktere. R. bespricht zuerst einige schon vorhandene Einteilungsversuche und geht dann zu seiner Klassifikation über; er nimmt als Grundunterschied den von Sensitiven und Aktiven, wobei dann in jeder von beiden Gattungen noch Artunter-

schiede nach der intellektuellen Disposition konstatiert werden. Außerdem giebt es Apathische. Dann werden die Sensitiv-Aktiven, Apathisch-Aktiven und Apathisch-Sensitiven als Varietäten behandelt. Die meisten Menschen sind übrigens nach R. überhaupt keine Charaktere (wozu eine gewisse Einheit und Stabilität gehört), sondern Amorphe und Instabile.

Bei den anomalen und morbiden Charakteren (Kap. XIII) unterscheidet R. solche, die in der Succession Widersprüche zeigen (dabei sind die alternierenden Charaktere besonders merkwürdig), solche, die eine Koexistenz widersprechender Tendenzen aufweisen (z. B. SCHOPENHAUER) und endlich solche, die eine völlige Zerfahrenheit und Polymorphie darstellen (z. B. Hysterische). — Es folgen Ausführungen über die Auflösung des affektiven Lebens (Kap. XIV), wobei gezeigt wird, daß die Dissolution den umgekehrten Weg wie die Evolution geht: zuerst verschwinden die uninteressierten Emotionen, dann die altruistischen, die ego-altruistischen u. s. w., bis zuletzt nur noch das Nahrungsbedürfnis übrig bleibt. Im Anschluß an die eigentliche Dissolution werden auch die Entwicklungshemmungen (z. B. die der Idioten) besprochen.

Der Schluß faßt noch einmal die Grundanschauungen des Buches zusammen und vergleicht sie mit der Lehre von SCHOPENHAUER und SPINOZA. — Man wird wohl aus dieser Analyse entnehmen können, daß RIBOTS neues Werk wieder eine Fülle von Belehrung und Anregung bietet.

KARL GROOS (Gießen).

TH. RIBOT. **Pathological Pleasures and Pains.** *The Monist.* Vol. VI. No. 2. S. 176—187. 1896.

PAUL CARUS. **The Nature of Pleasure and Pain.** In Comment on Prof. TH. RIBOT's Theory. *The Monist.* Vol. VI. No. 3. S. 432—442. 1896.

Gegen RIBOTS Aufsatz, der eine Übersetzung des IV. Kapitels aus dem ersten Teil seiner „*Psychologie des sentiments*“ ist (s. S. 152) wendet sich CARUS mit dem Tadel, daß R. als Kennzeichen des Pathologischen nur quantitative Bestimmungen geltend mache. Demgegenüber hält C. ein qualitatives Moment für wichtiger, nämlich das Auftreten des Irrtums, der Illusion oder allgemeiner: der Inkongruenz zwischen dem Vorstellen und dem, was vorgestellt wird. Außerdem bekämpft er die Auffassung, als ob Lust ein Zeichen des Gesunden, Nützlichen und die Unlust das Gegenteil sein müsse. Seine eigene Theorie vermeidet diese Schwierigkeit, die in der That fast unumgänglich ist, sobald man alles auf ererbte Instinkte zurückführen will. Er baut die Gefühlstheorie mehr auf den Begriffen der Wiederholung und Gewohnheit auf, aus denen nicht nur ererbte, sondern auch erworbene Bedürfnisse entspringen, deren Befriedigung Lust erregt, aber darum durchaus nicht nützlich zu sein braucht. Nur so komme man auch in der Ethik über den verkehrten Standpunkt hinaus, als ob die Lust der Zweck des Lebens und das höchste Gut sei.

KARL GROOS (Gießen).